

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Was die Wahrsagerin der vierzehnjährigen Rose, Tochter eines verarmten Plantagenbesitzers auf Martinique, für die Zukunft voraussagt, ist umwerfend, aber zugleich auch völlig unglaubwürdig, wenn nicht sogar lachhaft. Rose soll die Frau eines Kaisers werden. Dabei ist sie doch völlig mittellos, ohne vornehme Erziehung und durch einen Ozean von der glanzvollen Welt der Kaiser und Könige getrennt.

Doch tatsächlich erzählt die Historie die Geschichte von Rose, die durch die Vermittlung ihrer Tante Désirée in eine reiche aristokratische Familie in Paris einheiratet. Nach einer unglücklichen Ehe mit Alexandre de Beauharnais bleibt Rose als Witwe mit zwei Kindern in den Wirren der Französischen Revolution zurück. Getrieben von dem Wunsch zu überleben, flüchtet sie sich in die Obhut des korrupten Barras, dem mächtigsten Mann Frankreichs. Und es ist seine Idee, dass Rose sich mit dem merkwürdigen kleinen Korsen anfreundet, dem Mann, der Rose zu Joséphine und zur Frau von Napoléon Bonaparte werden lässt.

Sandra Gulland entwirft in ihrem Roman nicht nur ein fesselndes Panorama dieser Epoche, sondern sie zeichnet einfühlsam und zugleich kraftvoll das außergewöhnliche Schicksal einer faszinierenden und eigenwillig starken Frau nach.

Sandra Gulland wuchs im kalifornischen Berkeley auf, wo sie auch studierte. 1970 ging sie nach Kanada und arbeitete als Lehrerin und Lektorin. Heute lebt sie in Killaloe, Ontario, und San Miguel de Allende in Mexiko. Sandra Gulland ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Sandra Gulland

Joséphine
Napoleóns große Liebe

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Sigrid Gent

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Mai 2019

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel
»The Many Lives & Secret Sorrows of Josephine B.«
im Verlag HarperCollins Publishers, Inc., Toronto
Copyright © by Sandra Gulland 1995

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 1999 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70475-0

*Mir wird eine außergewöhnliche Zukunft
vorausgesagt*

23. Juni 1777 – Trois-Ilets, Martinique

Heute bin ich vierzehn geworden und immer noch nicht verheiratet. Ohne Mitgift, welche Hoffnung besteht da schon? Mutter sagt, der Wind packt die Hoffnung und schleudert sie hoch in den Himmel, so wie der große Wind unser Haus gepackt und hochgeschleudert und an seiner Stelle nichts als Schulden hinterlassen hat.

Oh, welch düstere Stimmung hat mich ergriffen. Sollte einem die Feier des eigenen Geburtstages nicht Vergnügen bereiten? Nach dem Essen, nach dem Verzehr von zu vielen Beignets mit Guavegelee, verabschiedete ich mich und kletterte zu meinem Platz im Kapokbaum hinauf. Im Schatten der Blätter war es kühl. Ich konnte Großmutter Sannois und Mutter hören, wie sie sich im Salon zankten, den Singsang der Sklaven, während sie in der Mühle die Zuckerrohrstangen durch die Walzen schoben, ein Huhn, das in den Geißblattbüschen scharrte. Ich kam mir seltsam vor dort oben – verfangen im Trübsinn über mein glückliches Leben starrte ich hinaus auf meine Welt.

Der Voodoo ist schuld daran, ganz sicher, das bitter schmeckende *Quimbois*, das mir Mimi heute morgen zu trinken gab, ein geheimer Zaubertrank. »Etwas, was *manbo* Euphémie für dich gemacht hat«, flüsterte sie. Sie hatte sich ein rotgelbes Tuch fest um den Kopf geknotet.

»Euphémie David – die Wahrsagerin?« Die Obifrau, die Voodoopriesterin, die in der Hütte flußaufwärts lebte.

Mimi drückte mir die Kokosnußschale in die Hände. »Das wird dir einen *Mann* bringen.«

Ich beäugte die Flüssigkeit mißtrauisch, denn sie roch abscheulich.

»Schnell!« Sie spähte über ihre Schulter. Denn Mutter ist gegen Voodoo. Mutter sagt, daß der Teufel durch die Münder der Voodoogeister spricht. Mutter sagt, daß der Teufel nach Mädchen wie mir hungrig ist. Mutter sagt, daß der Teufel ihr zu viele Mädchen gesandt hat und danach giert, eines zurückzubekommen.

Hier ist also das Bekenntnis Nummer eins, niedergeschrieben in meinem neuen Tagebuch, das mir meine wundervolle Tante Désirée den ganzen weiten Weg von Paris hierher geschickt hat: Ich habe einen Zaubertrank getrunken, und ich werde Mutter nichts davon erzählen. Ich habe einen Zaubertrank getrunken, und ich bin voller Kummer.

In einem Briefchen, das Tante Désirée ihrem Geschenk beigefügt hatte, stand: »Ein kleines Buch, in dem Du Deine Wünsche und Träume – Deine geheimen Bekenntnisse niederschreiben kannst.« Ich schüttelte das Buch über dem Tisch. Zehn Livres fielen heraus.

»Bekenntnisse?« fragte meine Schwester Cathérine. Sie ist jetzt zwölf, fast dreizehn, aber trotzdem immer noch zu Streichen aufgelegt. Die Nonnen in der Klosterschule machen viel Aufhebens um sie. Sie wissen nicht, daß es Cathérine ist, die die Hühner ins Pfarrhaus einläßt, daß es Cathérine ist, die die Zuckerkuchen stiehlt, bevor sie ausgekühlt sind. Sie hat die Seele eines Gauners, sagt Mimi.

»Sag uns, was du dir wünschst«, lispelte meine jüngste Schwester Manette durch ihre Zahnücke. Das Leuchten in ihren Augen stimmte mich traurig, denn sie ist erst zehn, jung genug, um noch zu glauben, daß Wünsche in Erfüllung gehen.

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich wünsche mir jedes Jahr dasselbe.« Ich blickte hinüber zu Vater. Er hatte den Tag mit Rum

und Absinth begonnen und anschließend den ganzen Nachmittag über Agavepunsch getrunken. »Nach Frankreich zu reisen.« Schickt Rose nach Frankreich, schrieb meine wundervolle Tante Désirée jedes Jahr – schickt sie zu mir, nach *Paris*.

Vater sah weg. Seine Haut war gelb. Bestimmt ist es wieder die Malaria. Und dann hatte ich wieder ein schlechtes Gewissen, denn ist es Vaters Schuld, daß er nur Schulden geerbt hatte? Ist es seine Schuld, daß er mit drei Töchtern gestraft worden ist und keinen Sohn bekommen hat, daß Mutters Mitgift in seinen Händen zu Staub zerfallen ist, daß sein Traum, mich nach Frankreich zu schicken, niemals wahr geworden ist, weil er den Preis für die Überfahrt nicht bezahlen konnte?

»Frankreich!« Großmutter Sannois schubste ihre beiden Möpfe vom Schoß. »Ich würde dieses Mädchen weit von Madame Désirée fernhalten.« Großmutter Sannois hält nichts von Tante Désirée, eigentlich von keinem der Taschers (*insbesondere* nicht von Vater). »Was gibt es an diesem Jungen drüben in der Nähe von Laniantin auszusetzen«, sagte sie und schluckte ihr Laudanum: sieben Tropfen in einem Gläschen Brandy. »Was gibt es an diesem jungen Beal auszusetzen?«

Algernon Beal! Der dicke Junge, den wir alle Algie nannten.

»Monsieur Beal fordert eine Mitgift«, sagte Mutter.

»Monsieur *de* Beal heißt es jetzt, glaube ich«, sagte Vater, »der Hersteller von Ketten und Brenneisen, der Besitzer von drei vergoldeten Kutschen, zweiundzwanzig Kampfhähnen, einem englischen Thoroughbred-Hengst und einem geistig beschränkten Sohn.« Vater hustete und leerte sein Glas. »Monsieur *de* Beal und ich hatten Gelegenheit, uns bei der Sklavenversteigerung im letzten Monat zu unterhalten. Er erzählte mir in aller *Länge* und in allen *Einzelheiten*, wie groß die Mitgift eines Mädchens, wie edel ihre Abstammung, wie üppig ihr Busen und wie unversehrt ihre Jungfräulichkeit zu sein hätten, damit es auch nur davon träumen könne, seinen pickeligen Sohn zu heiraten ...«

Manette hatte sich ihre Serviette in den Mund gestopft, um nicht lachen zu müssen.

»Nun ja, es gibt ja immer noch das Kloster«, sagte Großmutter Sannois.

Das *Kloster*. Immerzu das *Kloster*. Soll das etwa meine Zukunft sein? Ich sehne mich nach soviel mehr. Aber jetzt ist es wohl zu spät, denn dieses Mal, zu meinem vierzehnten Geburtstag, hat Tante Désirée kein Angebot gemacht, und zum ersten Mal, solange ich mich erinnern kann, hat Vater mir keine Versprechungen gemacht . . . und um ehrlich zu sein, vorher, mit den funkelnnden, falschen Hoffnungen, die mir den Tag verschönten, hat es mir besser gefallen.

24. Juni

Heute morgen habe ich meine zehn Livres dem Sklavenaufseher gegeben, damit er sie unter den Feldarbeitern aufteilt. Ich bin jetzt erwachsen und aufmerksamer den Leiden der Welt gegenüber.

Doch Mutter fand es heraus und wurde zornig. Ich sei genauso wie Vater, beschuldigte sie mich. Der »großzügige« Vater, der seine Familie verhungern lassen würde, um einem Freund zu essen zu geben. Der »verrückte« Vater mit seinen abenteuerlichen Geschichten und Träumen von Ruhm und Ehre. »Träume vom Rungott«, schimpfte sie. »Versprechungen wie Wolken an einem Sommertag.«

Vater, der nie zu Hause ist. Er ist schon wieder nach Fort Royal aufgebrochen – »um mit dem Teufel zu spielen«, sagte Großmutter Sannois.

»Um mit den weiblichen Teufeln zu spielen«, murmelte Mutter vor sich hin.

Sonntag, 29. Juni

Liebes Tagebuch, ich habe mir über meine Sünden Gedanken gemacht und bereut.

Ich bin schuldig, weil ich sehnsüchtige Gedanken hege und zügellose Vorstellungen habe.

Ich bin schuldig, weil ich mich im Teich spiegele.

Ich bin schuldig, weil ich mit den Händen unter meinen Laken schlafe.

Da steht es geschrieben. Die Tinte trocknet, während ich schreibe. Ich muß dieses Buch jetzt schließen – ich kann den Anblick dieser Wörter nicht ertragen.

Sonntag, 6. Juli

»Mademoiselle Tascher«, rief mich Pater Droppet heute morgen nach der Kirche. »Ihre Großmutter bat mich, mit Ihnen zu reden.«

Ich fingerte an den Seiten meines Meßbuches herum. Draußen hörte ich ein Pferd wiehern und einen Mann rufen.

»Sie kommen in das Alter, in dem Sie sich entscheiden müssen«, sagte er. Seine große Nase zuckte.

»Ja, Pater.« Ich konnte den Umriß seiner Weste unter seiner weißen Kutte sehen.

Er zögerte. »Ich rate Ihnen, sich Gottes Willen zu fügen und sich mit einem Leben in Pflichterfüllung abzufinden.«

Ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen stieg.

Pater Droppet reichte mir ein Taschentuch. »Das Leben einer Nonne könnte den Hunger Ihres Herzens stillen.«

Durch das hohe, geöffnete Fenster konnte ich den Kopf der Christusstatue auf dem Friedhof sehen. Die Augen blickten zum Himmel auf. Der Hunger, den ich verspürte, war der nach Festen und Seidenschuhen, nach der Liebe eines stattlichen Kavaliere.

Er beugte sich zu mir. »Auch ich war einmal jung«, sagte er. Sein Atem roch nach Rum.

»In einem Kloster würde ich sterben!«

Vergib mir, Vater im Himmel. Ich wich zurück. An der Tür drehte ich mich um und rannte.

24. Juli

Heute nachmittag haben Mimi und ich in den Ruinen* gespielt, als Mimi einen Fleck auf meinem Unterkleid entdeckte.

Ich drehte mich nach hinten und zog meinen Rock herum. Blut?

»Das ist der Monatsfluß«, sagte Mimi.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte.

»Sag's deiner Mutter«, sagte sie.

»Das kann ich nicht!« Mutter ist anständig.

Deshalb holte Mimi mir einen Lappen und zeigte mir, wie ich ihn benutzen sollte. Sie erzählte mir, daß sie ihren draußen in der Bucht wäscht, frühmorgens, wenn niemand sie dabei sehen kann.

»Wo wir baden?« Wie abscheulich.

»Weiter flußabwärts.«

Als ich ums Haus herumging, spürte ich dieses riesige Tuch zwischen meinen Beinen und dachte, daß sicherlich jeder es bemerken würde. Das also soll die große Wende in meinem Innern sein, aber ich fühle mich nur elend.

* Das Wohnhaus der Familie wurde 1766 bei einem Hurrikan zerstört. Sie zog in die Sucrerie, die ehemalige Zuckersiederei.

Samstag

Mimi bringt mir bei, die Zukunft aus den Karten zu lesen, wie man sie auslegen muß, wie man ihre Bedeutung erkennt. Heute haben wir bei meiner Schwester Cathérine geübt. Die Karte an der neunten Stelle bedeutete Tod.

Cathérine protestierte.

»Es bedeutet nicht wirklich Tod«, sagte Mimi und nahm die Karten auf. Sie schien irgend etwas zu riechen.

Später fragte ich sie: »Warum hast du aufgehört?«

»Hast du nicht den Zigarrenrauch gerochen?« flüsterte sie. »Der Geist des Todes ist ein Schwindler. Glaub ihm *nie*.«

Donnerstag, 31. Juli

Liebes Tagebuch, es ist etwas Schreckliches geschehen. Es schwebt wie ein Fluch über meiner Seele.

Es begann mit einer Lüge. Ich sagte meiner jüngeren Schwester Manette, daß Mimi und ich zum oberen Feld hinaufgehen wollten, um nachzusehen, ob Vaters Schiff schon im Hafen wäre.

»Du bleibst hier«, befahl ich ihr.

Mimi und ich gingen den Weg hinter der Maniokhütte hinauf, doch oben auf dem Hügel nahmen wir den Pfad, der zum Fluß in Richtung Morne Croc-Souris hinunterführte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als uns Manette einholte.

»Ich habe dir doch gesagt, daß du dableiben sollst«, schimpfte ich.

»Ihr habt gelogen. Ihr habt gesagt, daß ihr den Hügel hinaufgeht.«

Mimi starrte sie zornig an. »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

»Ich verrate kein Wort!«

Am Fluß war es dunkel. Das Moos hing dick von den Bäumen.

Wir hörten ein Huhn aufgeregter gackern, bevor wir auf die Hütte der Wahrsagerin stießen.

»Da lebt der Werwolf«, sagte Manette und nahm meine Hand.

Ich sah zu Mimi hinüber. »Ist es hier?«

Vor dem Haus stand ein Holzkohlebecken. Der Geruch gebratener Ziege hing schwer in der Luft. Im Schatten einer mit Bananenblättern gedeckten Veranda sah ich eine alte Negerin mit gekreuzten Beinen sitzen. Euphémie David – die Voodoopriesterin.

Als wir näher kamen, stand sie auf. Sie trug ein rotes Satinballkleid mit Goldfransen, reichlich zerfetzt und fleckig und außerdem viel zu groß für sie. Ihre Haare waren weiß und wollig und standen wie ein Heiligenschein von ihrem Kopf ab. Eine rostige Machete lehnte an der Wand hinter ihr.

Mimi rief etwas, das ich nicht verstehen konnte. Die alte Frau antwortete etwas in afrikanischer Sprache.

»Was hat sie gesagt?« fragte ich.

»Kommt her«, sagte die alte Frau. Ein Hündchen kam aus der Hütte und knurrte uns an. »Ich bleibe hier«, sagte Manette.

Mimi schubste mich vorwärts.

»Kommst du nicht mit?« fragte ich.

Wir beide gingen näher. Wovor sollten wir uns fürchten?

Als wir in den Schatten der Veranda traten, war ich überrascht, wie klein die alte Frau war, nicht viel größer als Manette. Ihre schwarze Haut hing lose von ihrem Hals. In der einen Hand hielt sie eine Muschelschale – es sah nach Schweinsknöchel und Kokosnuß aus – und aß mit den Fingern der anderen Hand. Sie warf dem Hündchen einen Knochen hin. Die alte Frau und Mimi unterhielten sich jetzt auf afrikanisch. Ich blickte über die Schulter zurück. Manette stand neben einem Kalebassenbaum und sah zu uns herüber. Eine Krähe stieß Warnlaute aus.

Mimi berührte meinen Arm. »Sie sagt, deine Zukunft ist überall um dich herum.«

»Was bedeutet das?«

Die alte Frau ging in die Hütte. Sie kehrte mit einem Korb zurück, den sie mir in die Hände drückte. In dem Korb waren eine Kürbissassel, eine Holzpuppe, ein Stück Holz, zwei Kerzen, ein Knochen, kleine Stücke ausgefranster Bänder und ein Kruzifix.

Die alte Frau sagte etwas zu Mimi.

»Sie möchte, daß du drei Dinge aussuchst«, sagte Mimi zu mir.

»Egal was?« Ich nahm eine Kerze, die Puppe und das Kruzifix aus dem Korb.

»Sie möchte, daß du sie hinlegst«, sagte Mimi.

»In den Dreck?«

Die alte Frau stimmte einen Singsang an. Ich blickte mich um, ob Manette noch neben dem Kalabassenbaum stand. Ich zuckte mit den Schultern zu ihr hinüber. Ich erinnere mich, daß ich dachte: *Schau nur, es gibt keinen Grund, sich zu fürchten.*

Die alte Frau fing an zu stöhnen und rollte den Kopf von einer Seite zur anderen. Das Weiß ihrer Augen war trüb. Dann sah sie mich an und schrie – ein Laut, den ich nie vergessen werde, fast so wie ein Schwein, das abgestochen wird.

»Was ist los?« wollte ich wissen. Ich war nicht frei von Furcht.

»Mimi! Warum schreit sie?«

Die alte Frau schüttelte den Kopf und murmelte vor sich hin. Schließlich sprach sie, langsam, aber seltsam. »Du wirst unglücklich verheiratet sein. Du wirst Witwe sein.«

Ich faßte mir an die Kehle.

Die alte Frau begann zu zittern. Sie schüttelte ihre Hände und stieß Worte aus, die ich nicht verstand. »Mimi, was sagt sie?«

Die alte Frau begann zu tanzen und sang dabei so tief wie ein Mann. Ich wich zurück, stolperte über eine knorrige Baumwurzel. Ich fiel in den Schmutz und taumelte wieder auf die Füße.

Du wirst Kaiserin sein, sagte sie.

Ich werde bestraft

Montag, 4. August 1777

Als ich Pater Droppet auf seiner grauen Stute den Weg entlangkommen sah, schlich sich Furcht in mein Herz. Ich rannte den Pfad zur Maniokhütte hinauf. Mimi wendete gerade den großen Eisenschaber.

»Pater Droppet ist hier!« sagte ich. »Warum? Es ist doch kein Feiertag.«

Mimi hörte auf, das Rad zu drehen.

»Ich habe gestern morgen meine Sünden bekannt«, erzählte ich ihr.

»Hast du es gesagt?«

»Das von der Voodoohexe?« Ich nickte.

»Hast du gesagt, daß ich dich mitgenommen habe?« In ihren Augen war Angst.

»Das würde ich nie.« Plötzlich besorgt wandte ich mich um. »Ich frage mich, was da vor sich geht.«

Ich wollte nicht lauschen. Das hatte ich nicht vor. Aber anstatt geradewegs zur Sucrierie zu gehen, lief ich in die Schlucht hinunter. Von meinem Platz im Kapokbaum aus konnte ich Stimmen auf der Veranda hören – Mutter, Großmutter Sannois. Dann Pater Droppet, der gerade sagte: »Sie verstehen, das ist eine Angelegenheit von ... Ich muß es nicht ...«

»Mein Gott!« rief Mutter aus.

Pater Droppet sagte etwas, das ich nicht verstehen konnte. Ich

hörte, wie sich die Haustür öffnete und schloß. Dann hörte ich Manettes Stimme.

Manette! Angestrengt versuchte ich etwas zu hören, doch alles, was ich verstehen konnte, war Großmutter Sannois, die sagte: »Ich habe es dir gesagt. Ich habe dir gesagt, daß es so kommen würde.«

Ich hörte, wie die Tür erneut geöffnet und geschlossen wurde, und bald darauf das Weinen von Manette in einem Schlafzimmer im oberen Stock. Dann hörte ich Pater Droppet sagen: »Wenn man den Teufel läßt ... Sie müssen ...«

»Aber Pater Droppet!« hörte ich Mutter ausrufen. Ich versuchte angestrengt, mehr zu hören, doch auf dem Ast über mir landete ein Schwarzfink, der anfang so heftig zu schimpfen, daß ich kein Wort verstehen konnte. Ich rüttelte an dem Ast, um den Vogel zu verscheuchen. Dann wieder Pater Droppets Stimme: »Wenn Sie nicht ...«

Plötzlich wurde es dunkel, und es begann zu regnen, zunächst war es nur ein leichter Schauer, doch dann fielen große, schwere Tropfen.

»Yeyette!« hörte ich Mutter rufen.

Ich kletterte hinunter und näherte mich der Veranda.

»Schau an, da ist ja Rose«, sagte meine Mutter. »Du bist klatschnaß.«

Großmutter Sannois hing in einem Rohrstuhl. Pater Droppet stand mit einem leeren Glas in der Hand neben der Tür. Er nickte.

»Was hast du dir bloß dabei gedacht, bei einem solchen Wolkenbruch draußen zu bleiben. Geh und zieh dir etwas Trockenes an, und dann kommst du zurück. Es gibt etwas, das wir besprechen müssen«, sagte Mutter.

Ich war froh, entkommen zu können. Cathérine empfing mich oben an der Treppe, einen Stickrahmen in der Hand. »Manette sagt, du wirst eine Kaiserin sein! Sie sagte, das hat dir die alte

Hexe erzählt. Aber sie will einfach nicht aufhören zu weinen!
Was ist geschehen?»

Ich konnte Manettes Geplärre sogar von der Diele aus hören. Ich ging den dunklen Gang entlang zu ihrer Zimmertür. Ich klopfte.
»Manette, ich bin's.«

Das Weinen hörte auf, doch sie antwortete nicht.

»Ich werde dir nichts tun, ich verspreche es.« Ich stieß die Tür auf. Sie kauerte in der Ecke des kleinen Himmelbetts. Ich bückte mich unter den Baldachin und setzte mich ihr gegenüber. Ihre Augen waren gerötet, und ihre Nase lief. Ich tastete in meinem Mieder nach einem Taschentuch und reichte es ihr. »Ich weiß, daß du es verraten hast«, sagte ich.

»Du bist nicht böse?» fragte sie schluchzend. Sie blickte zu Cathérine auf, die zur Tür gekommen war.

Ich schüttelte mit dem Kopf. »Ich hätte dich nie dorthin mitnehmen dürfen. Hast du etwas von Mimi erzählt?»

»Nein!«

»Verstehst du, was passieren könnte, wenn du das getan hättest, Manette? Man würde sie verkaufen – oder in eine Feldkolonne stecken.« Oder noch Schlimmeres . . .

»Ich habe kein Wort gesagt!« schluchzte sie so heftig, daß mein Herz von Furcht erfüllt wurde.

Der Regen hatte aufgehört, als ich auf die Veranda heraustrat. Ich konnte hören, wie Mutter und Großmutter Sannois unten auf dem Weg Pater Droppet verabschiedeten. Ich stand neben der Eingangstür, die Hände vor mir gefaltet, und wartete. Es klang, als wäre Pater Droppets Grauschimmel mürrisch. Ich hörte den Stallburschen auf afrikanisch fluchen. Das Pferd beruhigte sich. Dann hörte ich das gleichmäßige Geklapper der Pferdehufe auf den Steinen.

Mutter erschien auf dem Weg, Großmutter Sannois an ihrem Arm. Die beiden Möpfe schnüffelten im Unkraut hinter ihnen.

Sie waren naß und sahen wie große Ratten aus. Großmutter Sannois sagte etwas zu Mutter, während sie langsam voranschritten. Dann blickte Mutter auf, sah mich.

Ich hielt den Atem an.

»Ich werde es ihr sagen, wenn du es nicht tust«, sagte Großmutter Sannois, als sie sich in dem Stuhl mit dem Sisalsitz niederließ. Einer ihrer Möpfe sprang ihr auf den Schoß, und sie stieß ihn hinunter.

Mutter drehte sich um und sah mich an.

Ich senkte den Kopf. Ich spielte mit dem Gedanken, mich ihr zu Füßen zu werfen. Machte man das nicht so?

»Und sich vorzustellen, daß du die kleine Manette *gezwungen* hast, dich zu begleiten!« flüsterte sie so leise, daß ich sie kaum hören konnte.

»Laß mich es ihr sagen«, sagte Großmutter Sannois.

Mutter holte tief Luft. »Mimi wird natürlich ...«

»Nein!« Eine heftige Erregung überkam mich. »Mimi hat nichts damit zu tun! Ich habe sie *angefleht*, mich mitzunehmen, aber sie weigerte sich. Ich war diejenige, nur ich allein!« Mein Atem kam stoßweise, ich konnte ihn nicht beruhigen.

Mutter nahm die Kette von ihrem Hals, die Kette mit dem großen silbernen Kreuzanhänger. Sie nahm meine Hände und legte das Kreuz hinein. »Sieh mich an, Rose«, sagte sie.

Ich sah ihr in die Augen.

»Schwöre, daß du die Wahrheit sprichst.«

»Mimi ist unschuldig. Es ist alles mein Werk, meine Schuld«, rief ich, was nicht einmal gelogen war.

»Sie hat dich nicht mitgenommen, um die gottlose Frau in den Wäldern aufzusuchen?« Ich schüttelte heftig den Kopf.

»Sag es.«

»Mimi war nicht mit«, log ich. Das Kreuz fühlte sich kalt und schwer in meinen Händen an. Ich drückte es meiner Mutter wieder in die Hand.

»Ruf das Kind herunter«, sagte Großmutter Sannois. Mutter setzte sich auf einen Holzstuhl. »Komm her, Rose«, sagte sie. Sie zog mich herunter – vor sich auf die Steine. Sie wischte mir ein paar feuchte Haarsträhnen aus der Stirn. Ihre Berührung war sanft. »Manchmal ist es nicht einfach, Mutter zu sein«, sagte sie. Ihre Stimme klang kalt, als sie sagte: »Du wirst in den Sturmraum, in den Keller gesperrt. Dort wirst du acht Tage bleiben.« Sie sah zu Großmutter Sannois hinüber und dann wieder zu mir. Sie holte tief Luft. »Du wirst nichts zu essen bekommen außer trockenes Brot und Wasser.«

Ich sah sie fassungslos an. Acht Tage? Acht *Nächte*? Im Keller? »Allein?« Meine Stimme bebte. In der *Dunkelheit*?

Mutter ließ die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf gleiten. »Das wirst du brauchen«, sagte sie.

Ich bin in mein Zimmer geschickt worden, um meinem Schicksal zu harren. Ich soll mit meiner Familie zu Abend essen und mich verabschieden. Es wird meine letzte Mahlzeit sein.

Mimi und Manette sind bestürzt als ich. Cathérine dagegen kann nur an die Zukunft denken, die mir vorausgesagt wurde. »Daß *du* einmal eine Kaiserin sein wirst, Rose. Stell dir das vor!«

Mein Kindermädchen Gertrude erschien, das Gesicht tränenfeucht. Sie drückte mich fest an ihren Busen. Dann wusch sie mich von den Füßen an aufwärts mit einer wohlriechenden Flüssigkeit. »Warum?« fragte ich, denn ihre Methode war seltsam. Ich hatte plötzlich das Gefühl zu schweben, so als gehöre mir mein Körper nicht. »Das wird dich beschützen«, sagte sie.

»Ich werde stark sein«, sagte ich und dachte auf einmal: *Wie es sich für eine, die Kaiserin werden wird, geziemt.*

In diesem Moment wußte ich, daß es wahr war: Ich *war* verflucht worden.

Beim Abendbrot brachte ich kaum einen Bissen hinunter. Danach umarmten mich alle, als ob ich zu einer Reise über den Ozean aufbräche. Großmutter Sannois überreichte mir ihre Bibel. Gertrude umarmte mich derart fest, daß ich fürchtete, meine Knochen würden brechen.

Mutter hielt die Lampe hoch, als wir in den Keller hinabstiegen. Es war kühl, die Luft feucht – abgestandene Luft. Aus Angst vor Kakerlaken achtete ich darauf, wo ich hintrat. Ich folgte Mutter in den Sturmraum – ein großer Raum mit einem schmalen Bett. Es gab einen Stuhl mit einer durchgescheuerten Sitzfläche aus Korbgeflecht und einen dreibeinigen, in einer Ecke abgestützten Tisch. Auf dem Tisch standen eine Laterne, eine Kerze, ein Tonkrug und eine gesprungene Porzellantasse. Das war alles, abgesehen von einer kleinen, mit einem Holzladen abgedeckten Öffnung hoch oben in der Wand.

Ich stellte meinen Korb auf das Bett. Den Flickenüberwurf erkannte ich als einen, den Cathérine und ich gemeinsam gefertigt hatten. Mutter setzte die Lampe auf dem Tisch ab und prüfte mit dem Finger, ob er abgestaubt worden war. Sie wandte sich zu mir. »Rose, ich hoffe, du verstehst, warum dies notwendig ist.«

»Ja«, log ich. Ich wußte nicht, was ich sonst hätte sagen sollen. Sie begann zu weinen. Es war eher eine Art Erschauern als ein Laut, denn es waren keine Tränen zu sehen. Irgendwie war es unnatürlich. Ich legte den Arm um ihre Schultern. Es überraschte mich, wie klein sie wirkte. Sie wischte sich das Gesicht mit dem Handrücken ab. »Möge Gott dir beistehen«, sagte sie. Und dann war sie gegangen, und ich war allein.

Später.

Liebes Tagebuch, es ist Nacht, meine erste. Ich stemmte den Laden auf. Die nächtlichen Geräusche strömten in mein Zimmer. Dann verschloß ich den Laden wieder fest aus Angst vor den umherirrenden Nachtgeistern, den hungrigen Geheimnissen. Ich fürchte, ich bin nicht allein. In den Schatten spüre ich deutlich die Gegenwart eines Geistes. Ich kann nicht schlafen, will nicht schlafen, aus Angst, er könnte sich mir nähern. Mit offenen Augen, ständig auf der Hut, spähe ich in die Dunkelheit. Das Öl in meiner Laterne brennt schwach. Ich weiß, daß ich sie ausblasen, diese Insel des Lichts aufgeben muß. Mut, sage ich. *Vertrauen*, höre ich etwas flüstern.

5. August

Ich erwachte vom Lärm des Sklavenaufsehers, der oben im Sklavendorf in seine Trompetenmuschel blies. Eine Zeitlang lag ich da, starrte an die Decke und suchte in den Rissen nach Gesichtern. Ich glaubte eine Stimme und ein Kichern zu hören. Ich schob den Stuhl an die Wand und öffnete den Laden. Durch das hohe Gras spähten mich Cathérines dunkle Augen an.

»Wir müssen uns beeilen!« flüsterte sie durch das Gitter.

Hinter ihr vernahm ich Manette: »Laß mich mal sehen! Laß mich mal sehen!« »Still!« zischte Cathérine.

Manettes kleines Gesicht kam zum Vorschein. Sie streckte die Hand aus. Ich nahm eine Handvoll feuchter Krumen entgegen.

»Ein Mangokuchen. Ich habe ihn gestohlen!«

Dann wieder ein wenig Gezanke, und Cathérine war wieder zu sehen. »Wie ist es da unten?«

»Langweilig.«

»Lauf!« hörte ich Manette ausrufen.

Und dann war nur noch Gras zu sehen.

6. August

Gegen Abend hörte ich wieder ein Kratzen am Fenster. Ich stellte mich auf den Stuhl und schaute hinaus. Es war wieder Cathérine. Sie weinte.

»Was ist los?«

»Du mußt versprechen, es nicht zu verraten.«

»Was?«

Sie begann zu sprechen, doch die Tränen kamen. »Gleich«, sagte sie, holte ihr Taschentuch hervor und putzte sich die Nase. Sie drückte das Gesicht näher an das Gitter. »Ich war bei der Wahrsagerin.«

»Bei Euphémie David?«

Sie nickte.

»Aber Cathérine! Wie konntest du nur!«

»Nur, weil sie dir gesagt hat, du würdest eine Kaiserin werden.«

»Hat Mimi dich mitgenommen?« Ich war jetzt wütend.

»Ich bin allein hingegangen.«

»Allein?« Ich konnte mir nicht vorstellen, daß jemand so tapfer sein konnte.

Nun fing sie zu keuchen an, tiefes Schluchzen überwältigte sie. Ich steckte den Finger durch das Gitter, um sie zu berühren.

»Was ist geschehen? Hat sie etwas gesagt?«

Und dann erzählte sie es mir. Zuerst hatte ihr die Hexe befohlen, sich davonzumachen, sie würde ihr die Zukunft nicht voraussagen, und dann sagte sie, sie könne sie nicht sehen. Doch dann sagte das alte Weib etwas Schreckliches, nämlich daß Cathérine noch vor ihrem nächsten Geburtstag unter der Erde wäre.

»Mutter hat recht – sie ist der Teufel!« fauchte ich, doch Cathérine war schon durch das Gras davongekrochen.

[Ohne Datum]

Ist es der Teufel oder eine Art Geist, der die Form einer Fledermaus annimmt? Vergangene Nacht waren mehrere da. Ich werde allmählich benommen und bin überhaupt nicht mehr hungrig. Warum bin ich hier? Ich kann mich nicht mehr erinnern.

[Ohne Datum]

Ich habe einen Spaziergang gemacht. Ich erinnere mich an das Gesicht eines alten Weibes. Ich erinnere mich an ihre Augen und an den Staub auf ihren Händen. Ich erinnere mich, daß ich zusah, wie sie getrocknete Blätter aus einem Korb zupfte und eines nach dem anderen vor mich auf den Boden legte. Ich erinnere mich an ihren Singsang, an ihr seltsames Wehklagen. Ich erinnere mich an eine Tonschale mit zwei kleinen Herzen darin, umschwärmt von Fliegen. Ich erinnere mich, daß ich eine Made in der Schale sah.

War das ein Traum?

Ich erinnere mich an ein verkrüppeltes altes Weib, das mit erhobenen Armen dastand. Ich erinnere mich, daß sie einen Flakon mit Teufelsfeuer an den Mund setzte und es wie Wasser trank. Ich erinnere mich, daß sie vor mir auf dem Boden auf und nieder hüpfte und mit ausgestreckten Händen nach der Luft schlug.

Ich erinnere mich an die Worte: *Du wirst eine Kaiserin sein.*

Das muß ein Traum gewesen sein.

Dienstag, 12. August, spät

Es war Mutter, die mich schließlich holte. Ich lag auf dem Bett. Sie stand mit einer Laterne in der Hand an der Tür. »Rose?« Ich antwortete nicht. Ich versuchte es, aber ich konnte es nicht – es schien meine Kräfte zu übersteigen.

Sie kam zum Bett. Sie trug ein weißes Kleid und ein weißes Kopftuch, und im Schein der Laterne sah sie wie ein Engel aus. »Sie sehen wie ein Engel aus«, sagte ich mit seltsamer, heiserer Stimme.

Ich spürte ihre Finger über mein Gesicht flattern. Ich hörte einen Schnief laut. »Oh, mein liebster Jesus!« flüsterte sie.

Ich sah sie verwirrt an. Warum weinte sie? Ich sah ein strahlendes Licht, das sie umhüllte. Sie war die Jungfrau Maria, die gekommen war, um mich zu segnen. »Maman!« rief ich staunend über ihre Schönheit aus, küßte ihre Finger und preßte ihre Hand an meine Wange.